

Erfahrungsbericht meiner Famulatur in der Inneren Medizin im August 2022

Nachdem ich meine lange Zugfahrt in Emden beendet hatte und bei grauem Nieselwetter aus dem Bahnhof und in Richtung des Klinikums lief, kam langsam das Gefühl auf, wohl endgültig in Norddeutschland angekommen zu sein und befürchtete schon, nur mit Regenjacke rumzulaufen (es war aber dann doch nur einer von wenigen Regentagen im sonst super warmen August).

Im Wohnheim angekommen traf ich glücklicherweise auf ein paar andere Studierende, die mich gleich auf den neuesten Stand brachten, wann am morgigen ersten Tag der Famulatur was stattfinden würde. Wir trafen uns um 7:00 Uhr für das gemeinsame Frühstück und dort konnte ich schließlich mit allen anderen PJler*Innen und Famulant*Innen connecten. Nachdem ich dann auch alle erforderlichen Schlüssel, Essenskarten und Unterlagen beisammen hatte, stand für mich noch die große Frage im Raum, auf welcher Station, bei welcher Ärzt*In, in welcher Fachrichtung ich die vier Wochen hier verbringen würde. Dass es keine feste Einteilung gibt und es mehr oder weniger egal ist, wo man mitläuft/-arbeitet wurde mir dann kurz darauf berichtet. Also sahen meine ersten zwei Wochen der Famulatur in etwa so aus: nach der Frühbesprechung auf Station, dort kurze Visite mit der Oberärztin, dann Blutentnahmen und Viggos legen bei allen Patient*Innen der Station und danach in die Funktionsdiagnostik mit Koloskopien und Bronchoskopien. An sich kein schlechtes Programm, dennoch hätte ich mir vor allem in der ersten Woche mehr Anleitung, mehr Aufgaben und mehr „Richtung“ gewünscht.

Am Nachmittag fanden in der Regel Seminare der verschiedenen Fachrichtungen statt, von Radiologie zu Psychiatrie, von Innere zu Unfallchirurgie. Es war eine sehr gute Kombi aus den praktischen Dingen, die man am Vormittag am Patienten sehen konnte, und dem theoretischen Input am Nachmittag. Besonders loben möchte ich die Seminare der Psychiatrie und der Neurologie, wohingegen das Seminar eines allgemeinchirurgischen Oberarztes für mich absolut unmöglich war.

Nach den zwei Wochen auf Station wechselte ich dann in die zentrale Patientenaufnahme, wo mich wesentlich mehr Eigenverantwortung, Aufgaben und mehr Teaching von den dortigen Ärzt*Innen erwartete. Dort durfte ich regelmäßig die Aufnahmegespräche und Untersuchungen alleine machen und hatte auch das Gefühl, es würde etwas helfen, dass ich dort war 😊. Auch das interdisziplinäre Arbeiten mit anderen Fachbereichen hat mir gut gefallen. Dort durfte ich auch manche Erfahrungen machen, die ich so lange noch nicht gesehen hatte, u.a. Polytrauma, Reanimation.

Ein persönlicher Kritikpunkt betrifft die wöchentlichen PCR-Abstriche, die wohl auch Aufgabe der Studierenden seien. Das hatte ich aber auch nur über einen PJler erfahren und wurde dafür von niemandem informiert, eingearbeitet. Als ich dann irgendwann in die Notaufnahme gerufen wurde und dort wütend erwartet wurde, warum ich nicht schon seit einer Stunde Patienten-Abstriche mache, und als ich sagte, ich hätte das noch nie gemacht, nur noch komischer angesehen wurde, war ich von dem System und der Kommunikation doch ziemlich enttäuscht. Nur um ein paar Tage später noch einen ebenso wütenden Anruf zu bekommen, warum ich persönlich die Tests nicht abgerechnet hätte und dass so dem Krankenhaus doch mehrere hundert Euro verloren gehen. Das ist meiner Meinung nach definitiv nicht Aufgabe der Studierenden! Und sollte es nicht anders gehen, hat eine ordentliche Erklärung und Einarbeitung zu erfolgen!

Dennoch ziehe ich im Nachhinein ein positives Fazit aus den vergangenen vier Wochen, die voll waren mit neuen Aufgaben, neuen Bekanntschaften und vielen Erlebnissen. Danke für die gute Zeit!

- Benedikt P. aus Würzburg, 7. Semester